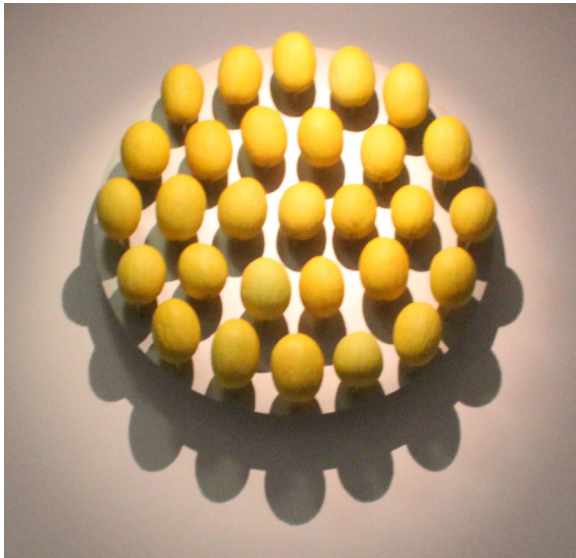


Vollmondrückseite



Kunst ist oft das Ergebnis am Ende eines Gedankens. Manches Mal löst sie sich von der Welt und wird zum Ewigkeitsspartikel: Lebenslänglich Museum mit anschließender Sicherungsverwahrung im Depot. Kunst kann ehrfürchtig machen, traurig auch, oder wütend und ganz manchmal macht sie Spaß. Falsch: Sie macht nicht Spaß – man hat Spass. Spass haben ist Therapie. Spaß haben ist erbaulich.

Ein Kurator ist ein Art Jockey. Eine Art Jockey. Die einen sind spezialisiert auf das Vergangene, andere befassen sich lieber mit dem noch Gerinnenden und wieder andere springen in die Kunst wie in ein eben mit Wasser gefülltes Becken. Harald Kunde hat in der neuen Ausstellung im Museum Kurhaus „Michael Sailstorfer“ aufgelegt und hat Spaß. Und Spass. Wenn er das Panzergebläse in Marsch setzt, muss man unweigerlich an die Freude denken, die einen früher beim Aufbauen der Modellbahn quasi im Tiefflug erwischte.

Sailstorfers „Kopf und Körper“ (bis zum 25. Januar im Museum Kurhaus Kleve zu sehen) ist eine dieser großformatigen Ausstellungen, die das Mitdenken einfordern, weil sie die Nur-Bewunderer in eine Art von Einsamkeit führen könnte, die aus einem Maximum an falschen Erwartungen erwächst. „Kopf und Körper“ ist eine Verschmelzung des Sichtbaren mit dem Titel. Man muss Kopf und Körper einsetzen, um Sailstorfer Kunst auf den Grund zu kommen und bei sich selber zu landen.

HÜPFBURG

Ein Panzer, der aufgeblasen wird wie eine Hüpfburg. Zuletzt erhebt sich phallisch das Kanonenrohr und sackt kurze Zeit später – wie auch der Panzer selbst – luftleer in sich zusammen, um kurz darauf wie der Phönix aus dem Gebläse neu zu entstehen. Die Sache ist einfach. Und sie ist es eben nicht. Sailstorfers Panzerhüpfburg (oder ist es ein Hüpfburgpanzer?) ist einerseits das Objekt am Ende eines Gedankens, aber es ist eben gleichzeitig auch der Gedanke selbst, der sich aufplustert und zusammensackt und so zum Spiegel einer allmächtigen Ohnmacht wird. Lärm gibt es auch, denn das Gebläse macht nicht nur Wind. Sailstorfers Panzer ist nicht museal, er ist nicht im Gerinnen. Er ist. Kunde legt sich als Artjockey immer gern mit der Gegenwart an und es ist eine echte Gegenwart. Scheingegenwart interessieren ihn nicht.

PROFILVERLUST

„Reibungsverlust am Arbeitsplatz“ – ein wohl zwei Meter hohes Schöpfrad, drapiert auf einem offenen Anhänger, wird in Gang gesetzt und treibt am Ende mit Wasserkraft einen kleinen Reifen an, der sich auf eine Betonplatte langsam abschleift – mehr und mehr an Profil verliert, bis gegen Ende der Ausstellung nur noch kahlscheuertes Gummi zurückbleibt. Sichtbares Denken. Scheinbar großer Aufwand. Scheinbar minimales Ergebnis. Die Arbeit erfordert Stellungnahme.

Ein verzücktes „Schööön!“ dürfte nicht ausreichen. Sailstorfer tanzt auf dem Seil, das die Kunst mit der Realität verbindet und das man nur meiningungsgestützt überqueren kann. Stillhalten ist die falsche Politik. Was daher kommt, als gehörte es in ein Technikmuseum, ist Wächmachkunst ohne Zeigefinger. Reibungsverlust am Arbeitsplatz – wer an Beuys' Homigpumpe denkt, liegt nicht falsch.

Ein Hampelmann – motorgetrieben zuckt er menschengroß an der Wand und wird sich dabei selbst zerstören: Ragdoll Boss. Der Vollmond: Hoch in der Wand der Wandelhalle ein „Gesteck“ aus Melonen – darunter ein Feld aus Sägespänen. Die Melonen: Wirklich. Echt. Im Verlauf der Ausstellung werden sie sich zersetzen. Der Mond nimmt ab. Was aus ihnen wird, landet auf der Sägespanfläche. Studie eines ausweichlichen Zerfalls. Unwillkürlich muss man an Drosophilidae, die gemeine Fruchtfliege denken. Sie steht nicht am Ende eines Gedankens – sie nimmt am Ende eines Prozesses ihren Platz ein. Was, wenn die Fliegen kommen oder andere Tiere? „Die haben freien Eintritt“, lacht Harald Kunde. Kunde über Sailstorfer: „Ein besonderes Charakteristikum seiner Arbeit besteht in der Verschränkung von Dingen und Materialien des Alltags mit einer neuen, oft metaphysisch-ironischen Bedeutung.“

MONDRÜCKSEITE

Sailstorfers Raumstillleben von der Rückseite des Mondes oder die zu Gesichtern gewordenen riesigen Deckel chemischer Reaktoren zeigen, dass der 1979 in Bayern geborene und jetzt in Berlin lebende Künstler auch die ruhigen Noten spielen kann. Angrenzend an die Rückseite des Mondes glaubt man unweigerlich, in ein lächelndes Alien-Gesicht zu blicken und fühlt sich an die achtschüßigen Kleineroter Huey und Ddewey aus „Silent Running“ erinnert. Ausgleuchtet durch wenige Scheinwerfer schafft Sailstorfer – umgeben vom Lärm der anderen Installationen – plötzlich einen leisen Projektionsraum für die eigenen Gedanken, in dem er eine großflächige Ästhetik inszeniert.

„Maze“ – großformatig zweidimensionale Arbeiten, die angelegt sind als seien sie die Landkarten eines Gehirns – Stillleben von unsichtbaren Gedanken. Das anscheinende Prinzip „Großer Aufwand – kleine Wirkung“ (Durch einen Feuerwehrschauch wird Wasser aus einem Fass gesaugt, um auf der anderen Seite eines Raumes eine bohrrkoppartig aufgepflanzte Minifreiheitsstatue anzutreiben – Titel: Freedom Fries) führt zu einem Gedankentrugschluss. Der Aufwand mag groß sein – das Ergebnis übersteigt ihn turmhoch und erweist sich als klein im Vergleich zum Lustgewinn, den die Ausstellung bereitet. Das Ende vom Lied – wie so oft bei der Kunst: Die Seele singt. Man fliegt nachhause.

